



22. Sitzung

Freitag, den 27.01.2017

Gedenken für die Opfer des Nationalsozialismus
Mainz
in der Steinhalle des Landesmuseums

Begrüßungsansprache	1166	Denkmal für die ermordeten Juden Europas e. V., Berlin:	1168
Präsident Hendrik Hering:	1166		
Gedenkrede	1168	Ansprache	1173
Lea Rosh, Vorsitzende des Förderkreises		Dr. Volker Wissing, stellvertretender Ministerpräsident:	1173

* * *

Präsidium:

Präsident Hendrik Hering, Vizepräsident Hans-Josef Bracht, Vizepräsidentin Barbara Schleicher-Rothmund.

Anwesenheit Regierungstisch:

Dr. Volker Wissing, Minister für Wirtschaft, Verkehr, Landwirtschaft und Weinbau; Doris Ahnen, Ministerin der Finanzen, Sabine Bätzing-Lichtenthaler, Ministerin für Soziales, Arbeit, Gesundheit und Demografie, Ulrike Höfken, Ministerin für Umwelt, Energie, Ernährung und Forsten, Dr. Stefanie Hubig, Ministerin für Bildung, Roger Lewentz, Minister des Innern und für Sport, Herbert Mertin, Minister der Justiz, Anne Spiegel, Ministerin für Familie, Frauen, Jugend, Integration und Verbraucherschutz, Prof. Dr. Konrad Wolf, Minister für Wissenschaft, Weiterbildung und Kultur; Clemens Hoch, Staatssekretär.

Entschuldigt:

Abg. Anke Beilstein, CDU, Abg. Guido Ernst, CDU, Abg. Heribert Friedmann, AfD, Abg. Dr. Susanne Ganster, CDU, Abg. Dr. Christoph Gensch, CDU, Abg. Simone Huth-Haage, CDU, Abg. Heiko Sippel, SPD, Abg. Hedi Thelen, CDU, Abg. Thomas Weiner, CDU, Abg. Fredi Winter, SPD; Malu Dreyer, Ministerpräsidentin.

**22. Plenarsitzung des Landtags Rheinland-Pfalz
am 27.01.2017**

Beginn der Sitzung: 10:00 Uhr

Musik

Viktor Ullmann (1898-1944): Drei jiddische Lieder op. 53 I. Berjoskele („Ruijg, ruig, schokelt ihr geloktes grines Kepel“)

Text: David Einhorn

Melodie: Kipnis Collection

Begrüßungsansprache

Präsident Hendrik Hering:

Meine sehr geehrten Damen und Herren, sehr verehrte Frau Rosh, ich begrüße Sie zur Gedenksitzung am 27. Januar, dem Gedenktag für die Opfer des Nationalsozialismus.

Ich begrüße die Abgeordneten des rheinland-pfälzischen Landtags, die Mitglieder der Regierung und freue mich, dass Sie, sehr geehrter Dr. Volker Wissing, als stellvertretender Ministerpräsident nachher das Wort an uns richten werden. Frau Ministerpräsidentin Malu Dreyer ist in ihrer Funktion als Präsidentin des Bundesrates heute bei der Gedenkveranstaltung in Berlin.

Ich freue mich, dass auch zahlreiche ehemalige Kolleginnen und Kollegen bei uns sind, darunter zwei ehemalige Ministerpräsidenten: Ich begrüße Rudolf Scharping – in seiner Amtszeit wurde in Rheinland-Pfalz das erste Konzept zur Gedenkarbeit entwickelt – und Kurt Beck. In seiner Regierungszeit wurde die KZ-Gedenkstätte Osthofen ausgebaut und die KZ-Gedenkstätte Hinzert neu errichtet. Seien Sie uns willkommen!

Mein besonderer Gruß gilt dem Vorsitzenden des Landesverbandes der Jüdischen Gemeinden von Rheinland-Pfalz, Avadislav Avadiev, dem Mainzer Rabbiner Ahron Ran Vernikovsky und Stella Schindler-Siegleich. Es freut mich außerordentlich, dass der Mainzer Ehrenbürger Monsignore Klaus Mayer bei uns ist. Er hat uns 2010 als Zeuge am Gedenktag bewegend von seinem Schicksal berichtet. Außerdem begrüße ich den Beauftragten für die Belange behinderter Menschen, Matthias Rösch. Vom Landesverband der Sinti und Roma sind Jacques Delfeld und Django Reinhardt hier – willkommen! Es ist uns eine große Freude und Ehre, dass Sie alle, als Vertreter der Opfer, zu uns gekommen sind!

Ich begrüße die Vertreter der Kirchen: Herrn Dr. Thomas Posern und Herrn Oberkirchenrat Christoph Pistorius von der evangelischen Kirche und Ordinariatsdirektor Dieter Skala von der katholischen Kirche.

Außerdem ist der Präsident des Verfassungsgerichtshofs, Dr. Lars Brocker, bei uns – seien Sie uns willkommen!

Meine Damen und Herren, liebe Gäste, mein besonderer Gruß und Dank gilt aber den zahlreichen Ehrengästen

auf der Tribüne. Sie alle sind auf vielfältige Weise in der Gedenkarbeit engagiert. Sie verlegen Stolpersteine, organisieren Ausstellungen, zeigen Filme, machen Stadtgrundgänge oder programmieren Gedenk-Apps. Stellvertretend für die Ehrenamtlichen begrüße ich den Sprecher des Arbeitskreises der Gedenkstätten und Erinnerungsinitiativen in Rheinland-Pfalz, Dieter Burgard, der auch unser Bürgerbeauftragter ist. Für die Gedenkstätten des Landes begrüße ich Herrn Bernhard Kukatzki, den Direktor der Landeszentrale für politische Bildung. Sie alle packen an, damit die Erinnerung an die Opfer des Nationalsozialismus an die nächste Generation weitergetragen wird und nicht verblasst. Dafür möchte ich Ihnen im Namen des gesamten Parlaments recht herzlich danken!

Meine Damen und Herren, wir danken diesen Gedenktag Bundespräsident Roman Herzog, von dem wir am Dienstag in Berlin Abschied nehmen mussten. Im Eingangsbereich des Museums haben wir ein Kondolenzbuch ausgelegt, in das Sie sich gerne eintragen können. Roman Herzog hat damals, 1996, in seiner ersten Rede zum 27. Januar die Deutschen dazu aufgerufen – ich zitiere –, den Tag „als wirklichen Tag des Gedenkens, in einer nachdenklichen Stunde inmitten der Alltagsarbeit“ zu begehen, „auch der Alltagsarbeit eines Parlamentes“. Im rheinland-pfälzischen Landtag hat dieser Appell früh Widerhall gefunden. Seit 19 Jahren halten wir inne zur „nachdenklichen Stunde inmitten der Alltagsarbeit“.

In diesem Jahr ist der Landtag zum Gedenktag erstmals im Interimsquartier im Mainzer Landesmuseum zu Gast. Deshalb möchten wir mit unserem Gedenken und Nachdenken besonders an die Kunst- und Kulturschaffenden erinnern, die vom NS-Regime verfolgt wurden. Das kommt heute auch in der Musik zum Ausdruck: Wir hören und hören Stücke von Paul Ben-Haim und Viktor Ullmann. Ben-Haim war Kapellmeister in Augsburg, er emigrierte 1933 nach Tel Aviv. Ullmann lebte in Prag, wurde ins Ghetto Theresienstadt verschleppt und 1944 in Auschwitz ermordet. Ich danke dem Pfälzer Duo Kuhn dafür, dass Sie für uns diese Musik zu Gehör bringen.

Meine Damen und Herren, im Gedenken an die Opfer wollen wir uns nun von den Plätzen erheben.

(Die Anwesenden erheben sich von ihren Plätzen)

Wir gedenken der Juden Europas, wir denken an Nachbarinnen und Nachbarn, Schulkameraden, Kollegen, an Frauen, Männer und Kinder, die damals in die Konzentrationslager verschleppt und ermordet wurden, weil ein pervertierter Staat beschlossen hatte, die Juden Europas zu vernichten.

Wir gedenken der Sinti und Roma, der Kranken und Behinderten, der homosexuellen Menschen und aller, denen das Recht auf Leben abgesprochen wurde, die gequält und ermordet wurden.

Wir gedenken der Frauen und Männer, die widerstanden haben: an Menschen, die ihr Leben verloren, weil sie ihre politische Überzeugung, ihre Nächstenliebe oder ihren Glauben nicht aufgegeben haben.

Wir gedenken der Kriegsgefangenen und Deserteure, der Zwangsarbeiterinnen und Zwangsarbeiter und der ungezählten zivilen Opfer der nationalsozialistischen Diktatur in ganz Europa.

Ich danke Ihnen.

(Die Anwesenden nehmen wieder Platz)

Meine Damen und Herren, sich der Erinnerung an die schlimmste Zeit der deutschen Geschichte zu stellen, fällt nicht leicht. Die Erinnerung an die millionenfachen Morde und Verfolgungen – sie wühlt uns auf, sie erschüttert, sie schmerzt – und das, obwohl die Ereignisse von damals ein Menschenleben her sind.

In dieser „nachdenklichen Stunde inmitten der Alltagsarbeit“ werden wir uns auch bewusst, wie zerbrechlich die Ordnung unserer Zivilisation ist: Demokratie, Freiheit, Solidarität mit den Schwachen, Frieden, Vertrauen und Zusammenhalt – es ist eine Illusion, zu glauben, dieser Zivilisationsprozess sei unumkehrbar!

Mich persönlich macht es immer wieder fassungslos, mit welcher Geschwindigkeit das verbrecherische NS-Regime den Staat und das öffentliche Leben 1933 in seine Gewalt bringen konnte – auch das gesamte kulturelle Leben: Schriftstellerinnen und Schriftsteller, Wissenschaftlerinnen und Wissenschaftler, Musikerinnen und Musiker, Presse- und Theaterleute und Intellektuelle standen von heute auf morgen vor dem beruflichen Aus. Die Nazis warfen ihnen „Fechtheit“ und „Dekadenz“ vor, sogenannten „undeutschen Geist“, ihr Judentum, Modernität oder alles zusammen.

Da ist in Mainz der Direktor des Konservatoriums, Hans Gal, ein ungarischer Komponist. Einen Monat nach der Machtübertragung an die Nazis beginnt in der gleichgeschalteten „Mainzer Tageszeitung“ die Hetze gegen ihn – sie schreibt in dicken Lettern: „Weg mit dem Juden Gal, die Mainzer Musikhochschule der Deutschen Kunst!“ Schon im April 1933 verliert er seinen Posten.

Da ist der Nackenheimer Carl Zuckmayer, ein gefeierter Film- und Theaterautor. Im Frühjahr 1933 verschwinden seine Stücke von den Bühnen. Er muss ins Exil gehen; erst nach Österreich, schließlich in die USA.

Da ist in Trier der Direktor der „Trierer Handwerker- und Kunstgewerbeschule für christliche Kunst“, Heinrich Dieckmann. 1934 wird er beurlaubt. Die Begründung: sogenannte „jüdisch-marxistisch inspirierte geistige Zersetzung“ und „Verwässerung des deutschen Kulturlebens“. Er hatte mit seiner Schule an der Weltausstellung in Chicago teilgenommen.

Da malt noch 1932 in Speyer der Expressionist Hans Purrmann den Ratssaal mit einem großen Wandgemälde aus. Das Motiv: Die Allegorie der Kunst und Wissenschaft – ausgerechnet! Das Bild übersteht die NS-Zeit nur mit einer List: zugenagelt und abgedeckt mit Hakenkreuzfahnen. Purrmanns Bilder gelten ab 1937 als „entartet“. Sie werden aus den Museen entfernt wie Zehntausende andere.

Da ist der Koblenzer Junge Daweli Reinhardt. 1938 wird

er mit seiner Familie aus rassistischen Gründen zum ersten Mal deportiert. 1943 kommt er in das KZ Auschwitz-Birkenau. Der Elfjährige entwickelt Mut und Pfiffigkeit. Er organisiert Essen aus der Küche, besorgt Milch für die Kinder. Wendig wie er ist, wird er „Lagerläufer“, der sich fast überall Zutritt verschafft. Nur einmal erwischen ihn die Schergen. Die Prügel dafür steckt er ebenso ein wie Entwürdigungen.

Meine Damen und Herren, die Manipulation der Köpfe der Menschen, das Beschneiden der Kreativität, das Monopol über die öffentliche Meinung, sie wurden zu Pfeilern der nationalsozialistischen Macht ausgebaut – aber aus all dem hatten die Nazis auch schon vor 1933 keinen Hehl gemacht! Auch Begriffe wie „undeutsch“, „entartet“ und „Zersetzung“ verwendeten sie schon vor 1933 – es sind Begriffe, die zeigen, dass die verbale Gewalt am Anfang der physischen Gewalt stand, am Anfang von Völkermord und Vernichtungskrieg.

Meine Damen und Herren, unser Alltag heute ist davon geprägt, dass wir in Rheinland-Pfalz auf 70 Jahre Demokratie, Freiheit, Solidarität mit den Schwachen, Frieden, Vertrauen und Zusammenhalt zurückblicken können. Darauf dürfen wir stolz sein! Es darf nicht sein, dass heute diese Demokratie in sozialen Netzwerken und anderswo geschichtsvergessen kaputt geredet wird!

Die Schicksale von Gal, Zuckmayer, Dieckmann, Purrmann und Reinhardt mahnen uns in dieser „nachdenklichen Stunde inmitten der Alltagsarbeit“: Passen wir auf! Greifen wir ein, und halten wir dagegen, sei es im Freundeskreis, auf der Arbeit oder in der Freizeit,

- wenn die Freiheit des Wortes, der Kreativität oder die Freiheit der Medien angegriffen oder eingeschränkt werden,
- wenn mit Worten gehetzt wird,
- wenn Minderheiten mit Worten zu Sündenböcken gestempelt werden, um sie für gesellschaftliche Entwicklungen in Haftung zu nehmen,
- wenn einfache Heilsversprechen vorgeben, die Welt zu erklären,
- aber auch dann, wenn Worte aus dem Sprachgebrauch der Nationalsozialisten wieder zu hören sind – wenn Politiker als „Vaterlandsverräter“ und Journalisten als „Lügenpresse“ beschimpft werden –, denn jeder, der sie verwendet, muss sich bewusst sein, dass er mit dieser Wortwahl nicht nur die Gegenwart meint, sondern auch die Vergangenheit heraufbeschwört.

Sorgen wir dafür, dass die Verrohung von Sprache nicht weiter um sich greift – auch nicht in der politischen Auseinandersetzung! Nie wieder dürfen Staat und Gesellschaft zulassen, dass Menschen wegen ihrer Herkunft, ihrer Religion, ihrer politischen Einstellung, ihrer sexuellen Orientierung, wegen ihrer Andersartigkeit zum Feindbild einer schweigenden Mehrheit gemacht, verachtet, gedemütigt oder bedroht werden!

Meine Damen und Herren, Gal, Zuckmayer und Purmann hatten Glück. Sie konnten rechtzeitig emigrieren. Aber keiner von ihnen kehrte später dauerhaft nach Deutschland zurück. Dieckmann ging in die innere Emigration. Daweli Reinhardt überlebte die Lager und auch die Todesmärsche kurz vor Kriegsende. Er wurde ein bekannter Jazz-Gitarrist. Er war auch mehrmals im Landtag zu hören.

Doch Welch immenser kultureller Reichtum damals zerstört wurde, welche Lücken gerissen wurden und bis heute klaffen, ist nicht zu ermessen: Tausende Melodien – sie sind verstummt. Zigtausende verbrannte Bücher – sie fehlen bis heute in unseren Bibliotheken. Zehntausende vernichtete Gemälde – sie sind in unseren Museen nicht zu sehen. Millionen Gräber der gequälten und verfolgten Opfer – sie fehlen bis heute auf unseren Friedhöfen.

Meine Damen und Herren, unsere Gedenkrednerin in dieser „nachdenklichen Stunde inmitten der Alltagsarbeit“ hat sich wie keine Zweite für Orte der Erinnerung in Deutschland eingesetzt. Das Denkmal für die ermordeten Juden Europas im Herzen Berlins ist ihr Lebenswerk. Sie hat mit ihrem Förderverein 17 Jahre dafür gekämpft – viele haben sie unterstützt, auch Roman Herzog. Ich begrüße Sie herzlich, die Journalistin und Publizistin Lea Rosh – willkommen im Landtag Rheinland-Pfalz!

(Beifall im Hause)

Viele Menschen haben Sie, Frau Rosh, davor schon als Journalistin erlebt – als erste Frau, die das Politmagazin „Kennzeichen D“ moderierte, als Chefin des NDR-Landesfunkhauses in Hannover in den 1990er-Jahren – und als Autorin von Dokumentationen, allen voran die preisgekrönte Arbeit „Der Tod ist ein Meister aus Deutschland“ zusammen mit dem Historiker Eberhard Jaeckel.

Meine Damen und Herren, an gute und an schlechte Zeiten unserer Vergangenheit können und wollen wir uns erinnern. Die deutsche Erinnerungskultur, wie sie in den letzten Jahrzehnten in Deutschland gewachsen ist, wird von vielen Bürgerinnen und Bürgern im Land, aber auch von staatlichen Organisationen gestützt und getragen. Und es sei klar und unmissverständlich gesagt: Diese gewachsene Erinnerungskultur ist ein Zeichen von Stärke und nicht von Schwäche!

(Beifall im Hause)

Sie wird im Ausland als etwas wahrgenommen, das man sich zum Vorbild nimmt, wenn Länder nach Wegen suchen, mit einer dunklen Vergangenheit von Diktatur und Völkermord umzugehen, sei es in Ruanda oder in Südamerika. Wer die Bedeutung dieser Erinnerungskultur herabwürdigt, der tritt unsere Demokratie mit Füßen und verhöhnt die Opfer!

Allen, die glauben, dass man sich in Bezug auf die Bewertung des Holocaust zweifelhaft oder relativierend äußern kann, denen sage ich drei einfache Sätze: Der Holocaust war und bleibt eine Schande für Deutschland! Der Opfer zu gedenken und die Erinnerung an die Verbrechen wachzuhalten, ist unsere Verpflichtung! Totalitarismus zu bekämpfen, bleibt Aufgabe aller Demokraten jetzt und in der Zukunft!

(Anhaltend Beifall im Hause)

Musik

Viktor Ullmann (1898-1944)
II. Margarithelch („In Weidel beim Teichel
dort senen gewachsen Margarithelch
elent und kleijn“)
Text: Zalman Shneour (1909) auf ein
Volkslied

(Beifall im Hause)

Gedenkrede

Lea Rosh, Vorsitzende des Förderkreises Denkmal für die ermordeten Juden Europas e. V., Berlin:

Was für eine wunderbare Musik!

Sehr geehrter Herr Landtagspräsident Hering, sehr geehrter Herr stellvertretender Ministerpräsident Wissing, verehrte Abgeordnete, meine Damen und Herren, verehrte Gäste! Verehrter Herr Hering, ich danke Ihnen für diese Gedenkstunde. Das sage ich im Namen der Opfer. Vielen Dank.

Sieben Häftlingen gelingt der Ausbruch aus dem fiktiven rheinhessischen Konzentrationslager „Westhofen“. Der Lagerleiter lässt sieben Kreuze für die Flüchtlinge errichten. Er lässt die Fliehenden jagen. Sechs werden gefangen, hingerichtet. Dem siebten gelingt die Flucht ins Ausland. Das siebte Kreuz bleibt leer.

Dieses siebte Kreuz symbolisiert einerseits die Verletzbarkeit des NS-Systems durch die Solidarität der „anderen“ Deutschen, die aus unterschiedlichsten Motiven den Flüchtlings nicht nur nicht verraten, sondern ihm Unterschlupf oder andere Hilfe gewährt haben. Andererseits wird durch die Flucht ins Exil keinerlei Perspektive der Überwindung des NS-Regimes, sondern lediglich die des Exils ins Ausland aufgezeigt.

„Westhofen“ heißt das Lager in dem Roman von Anna Seghers, und „Westhofen“ hat eine reale Vorlage. Nur wenige Kilometer von „Westhofen“ entfernt hatten die Nazis schon im Frühjahr 1933 in Osthofen eines ihrer ganz frühen Konzentrationslager eingerichtet. Heute ist es die wichtigste KZ-Gedenkstätte in Rheinland-Pfalz. Das fiktive Schicksal des Georg Heisler in dem Roman „Das siebte Kreuz“ – die Flucht – ist ja auch der Lebensweg der berühmten Tochter Ihres Landes, der Schriftstellerin Anna Seghers.

Sie war 1900 in Mainz geboren. Sie war Jüdin und Kommunistin. Sie hatte also keine Möglichkeit, in Deutschland zu überleben. Sie floh 1933 aus Deutschland und lebte fortan mit ihrem Mann und den beiden Kindern im Exil, in Frankreich, in Mexiko. Seghers lebte das Exil, nicht die Hoffnung auf eine Überwindung des NS-Regimes.

Ihre Mutter war 1942 in das Lager Piaski bei Lublin in Polen deportiert und dort ermordet worden. So, wie 468 Jüdinnen und Juden, die am helllichten Tag, am 20. März 1942,

aus ihren Mainzer Wohnungen abgeholt und auf Lastwagen zum Güterbahnhof gebracht wurden. Am 27. September 1942 folgten weitere 453 Mainzer Jüdinnen und Juden, am 30. September noch einmal 178. Das Jüdische Krankenhaus wurde komplett geräumt, samt Ärzten und Pflegepersonal. Ein Sonderzug der Reichsbahn fuhr sie in das Lager Piaski bei Lublin, wo Anna Seghers Mutter bereits ermordet worden war, auch nach Theresienstadt oder direkt in ein Vernichtungslager. Viele, die von ihrer bevorstehenden Deportation erfahren hatten, begingen Selbstmord. Am 10. Februar 1943 wurden noch einmal 53 Mainzer Juden deportiert. Beim Einmarsch der Amerikaner lebten noch etwa 60 Juden in Mainz – entweder mit Nichtjuden verheiratet oder in Verstecken. 60 von 1.152 Jüdinnen und Juden. Damit war auch Mainz sozusagen „judenfrei“. Von einem Beistand der Bevölkerung, von Widerstand, von Hilfe für die Bedrängten, die Wehrlosen, ist gar nichts bekannt.

Auch in Mannheim, einst das Zentrum des badischen Liberalismus, ist die Abschiebung der Juden, wie in allen Orten Badens und der Pfalz, reibungslos und ohne Zwischenfälle abgewickelt worden. Ich zitiere aus einem Polizeibericht: „Der Vorgang der Aktion selbst wurde von der Bevölkerung kaum wahrgenommen.“ Ein Nachsatz, der einen frieren lässt: „Beistand für die Verfolgten war selten.“ So war das, in Deutschland, überall. Warum? Warum kein Widerstand? Warum keine Hilfe?

Aufschluss gab mir ein Dorf, Buttenhausen, in Baden-Württemberg, im Schwäbischen. Der Ort war einst zur Hälfte jüdisch, zur Hälfte christlich. Mitten durch das Dorf ging eine Straße, die die beiden Teile trennte. Rechts davon die kleine steinerne Synagoge, links davon die Kirche. Die Einwohner waren gute Nachbarn, seit mehr als dreihundert Jahren. Man heiratete nicht untereinander, die Christen verkehrten aber mit den Juden und umgekehrt. Das änderte sich, schlechend, ab 1933. Da gingen schon einige Christen lieber auf die Straßenseite hinüber, auf der die Juden gerade nicht entlangliefen. Die jüdischen Einwohner wurden nach und nach deportiert. 1943, davon zeugt der Grabstein auf dem kleinen jüdischen Friedhof, nahm sich ein altes jüdisches Ehepaar vor der Deportation das Leben. Sie waren die Letzten der einst blühenden jüdischen Gemeinde von Buttenhausen.

Ein Bauer, eingehiratet in das Dorf – ein „Reingeschmeckter“ also –, hatte Fotos und Dokumente der Juden von Buttenhausen auf Dachböden entdeckt, hatte ihre Geschichte aufgeschrieben und dann, heftigen Widerstand auch von seiner Ehefrau überwindend, in dem kleinen Schloss von Buttenhausen ausgestellt. Zu der Ausstellung und einem Treffen danach mit Bewohnern von Buttenhausen waren auch drei Amerikanerinnen und ein Amerikaner eingeladen. Eine Frau, die Jüdin, hatte wohlweislich zwei Nichten aus Amerika zu ihrem seelischen Schutz mitgebracht. Der Jude aus Buttenhausen, der auch rechtzeitig nach Amerika ins Exil geflohen war, war mit dabei. Ich hatte mich mit dem Bauern darauf verständigt – ich hatte ein Kammerteam dabei –, dass ich bei diesem Treffen dabei sein durfte.

Das Treffen mit den alten Dorfbewohnern verlief zunächst harmonisch, fast herzlich. Austausch von Erinnerungen:

Weißt du noch? Ja, weißt du noch? – Ja, sie wussten noch. Bis die Rede auf das Haus der aus Amerika angereisten Jüdin kam, in dem nun eine alte Frau aus Buttenhausen immer noch wohnte, die bei diesem Treffen dabei war. Was sie eigentlich für das Haus bezahlt hatte, wollte ich wissen. Natürlich kam heraus: fast nichts.

Ich fragte dann aber weiter, wie sich denn die Menschen von Buttenhausen von ihren jüdischen Nachbarn verabschiedet hätten, als diese in die Busse steigen mussten. Ich hoffte, so schöne Geschichten zu hören, wie ich sie in Belgien gehört hatte oder in Italien, in Norwegen, in Bulgarien. Nein, hier, das erzählte nun die Jüdin, und ihr liefen dabei die Tränen über die Wangen, hätten die Nachbarn nur nach dem Mobiliar und dem Silber gefragt. „Ne wahr, Simone, dös brauchst doch eh nit mehr.“ In der Tat, Simone und die anderen Juden brauchten ihr Silber, ihre Betten, ihre Sofas, ihre Sessel wirklich nicht mehr. Der Bauer hakte noch einmal nach: „Weschhalb brauchte sie das nit mehr?“ Die alte Dorfbewohnerin: „Na, weil sie doch eh verschossen würde!“ Der Bauer ein bisschen fassungslos: „Ja, dös habe Sie gewuscht?“ „Ja, freili, dös habe mir gwuscht.“ Stille in der Runde. Die Jüdin zerdrückt ihr Taschentuch in den Händen, greift den Arm ihrer Nichte.

Aber dann ging es erst richtig los: von ihrem mutigen Eintreten für die körperlich und geistig Behinderten, die nahe Buttenhausen, in der Euthanasieanstalt Grafeneck, einem wunderschönen kleinen ockerfarbenen Schloss, hoch gelegen, nur sechs Kilometer entfernt, vergast und verbrannt wurden, davon erzählten sie nun mit Leidenschaft. Sie zogen aus ihren Handtaschen, gut vorbereitet, die Protestbriefe hervor, die sie geschrieben hatten, als sie gewahr wurden, dass ihre Angehörigen in Grafeneck eben nicht an einer Lungenentzündung oder Ähnlichem „verstorben“ waren, wie man ihnen vorgelogen hatte. Sie lasen die Briefe vor. Diese Protestbriefe waren drohend, unverschämt und deutlich. Ich lobte sie sehr für diese Briefe. Dann fragte ich sie: „Weshalb haben Sie nicht solche Briefe geschrieben, als ihre jüdischen Nachbarn abgeholt wurden, mit denen sie doch in Buttenhausen dreihundert Jahre lang zusammen gewohnt und gelebt haben, in Frieden, in Eintracht? Warum also nicht auch für sie?“ Und wie aus der Pistole geschossen kam die Antwort: „Die Juden, das sind doch die Anderen.“

Ich habe seit Jahrzehnten über Verfolgung und Rettung von Juden, über den Mord an den europäischen Juden, über Kollaboration in den europäischen Ländern und über die Verweigerung der Zusammenarbeit mit den Nazis gearbeitet und geforscht. Aber diese Szene, dieser Satz in Buttenhausen hat mir die Augen geöffnet, durch diesen Satz habe ich endlich begriffen, weshalb in Deutschland so wenig Protest, so wenig Hilfe für die Bedrängten gewesen war: „Die Juden, das sind doch die Anderen“.

Also die Andersgläubigen. Dreihundert Jahre Nachbarschaft hin oder her, sie waren eben nicht das eigene Fleisch und Blut. In den Ländern – es waren sieben Länder, in denen viele Bedrängte versteckt, gerettet wurden –, waren die Juden eben nicht „die Anderen“, sondern „die Eigenen“: in Belgien, Bulgarien, Dänemark, Finnland, Frankreich (trotz Petain und Lavalle), Italien, Norwegen. Dort waren die Juden für die Bevölkerung eben „unsere Juden,

die wir uns nicht wegnehmen lassen". Ich habe einen solchen Satz in Deutschland nie gehört. In Österreich auch nicht, aber dort kenne mich nicht ganz so gut aus.

Warum gab es bei uns in Deutschland so wenig Hilfe, so wenig Solidarität mit den Juden? Das macht die Hilfe derer, die in Deutschland Juden versteckt haben, gewiss nicht klein. Und die, die geholfen haben, sind wirklich Heldinnen und Helden. Denn die Hilfe war immer mit dem Risiko für das eigene Leben und das der eigenen Familie verbunden. Aber wie und warum sind in Italien unter den Augen der deutschen Besatzer 26.000 Juden den Deutschen entkommen? In Dänemark, auch von Deutschland besetzt, mit Hilfe von Deutschen, einer Rettungsaktion der dänischen Bevölkerung, mehr als 7.000? In Frankreich – ich sage nochmals: trotz Petain und Laval – 250.000, in Belgien 25.000, in Norwegen die Hälfte der dortigen Judenheit, in Bulgarien, durch die Hilfe der Bevölkerung und der orthodoxen bulgarischen Kirche, die gesamte jüdische Bevölkerung: 48.000 Menschen, ebenso die in Finnland, obwohl mit Hitler alliiert.

In Bulgarien war es so, dass die Vertreter der orthodoxen bulgarischen Kirche zu den Juden, die schon auf den Bahnhöfen, wo die Züge präpariert waren, gestanden und auf ihre Deportation gewartet haben, hingegangen sind und gesagt haben: Wir gehen mit euch, in vollem Ornat. Wir gehen mit euch in das Vernichtungslager Treblinka. Wir werden aber vorher protestieren, und wir wissen, die Kirche ist eine starke Macht. – Daraufhin wurden die Juden eben nicht deportiert. So kann Hilfe eben auch sein.

Bei uns, in Deutschland, waren es 5.000, in Österreich 2.000! Und das bei einer Jahrhunderte währenden Anwesenheit und Dazugehörigkeit.

Hannah Arendt, diese kluge und rigorose Frau, schrieb dazu: Wenn die Deutschen, als ihre jüdischen Nachbarn abgeholt wurden, die Tür aufgemacht und gefragt hätten, wohin sie ihre Nachbarn bringen, und wenn sie gar angedroht hätten, diese zu begleiten, um zu sehen, wohin sie gebracht würden, dann, sagt Hannah Arendt, wäre unsere Geschichte und die unserer Jüdinnen und Juden nicht so entsetzlich, nicht so tödlich verlaufen. Ich bin ganz überzeugt, dass Hannah Arendt recht hatte mit dem, was sie schrieb. Aber bei uns waren die Juden eben „die Anderen“. Und das über Jahrhunderte hinweg. Luthers Antisemitismus und sein „Zündet ihnen ihre Synagogen an“ hatte bei uns eben einen langen, tief sitzenden Nachhall.

Hitler und seine Mordgesellen haben immer genau registriert, wie die Reaktionen auf ihre Verbrechen waren. Haben die Deutschen reagiert? Wenn ja, worauf, und wie? Als der Bischof von Münster, Clemens August Graf von Galen, im Juli und August 1941 offen gegen die „Vernichtung unwerten Lebens“, also gegen die Euthanasie, predigte, führte das wenigstens vorübergehend zu einer Einstellung dieses Mordprogramms. Aber das war die Ausnahme. Die Schandtaten der Nazis konnten alles in allem ohne nennenswerten Widerstand verübt werden. Um nur einige wenige Eckdaten aufzuzählen: 1933: Verhaftung und Ermordung der Kommunisten – zuerst die Kommunisten –, der schreckliche Köpenicker Blutsonntag. Dann: Verfolgung, Verhaftung von Sozialdemokraten. Zerschlagung

der Gewerkschaften als mögliche Widerstandsorganisation. 1933: Boykott der jüdischen Geschäfte. 1935: Erlass der Rassegesetze. 1938: Pogromnacht, Verbrennung und Plünderung der Synagogen, offene Ermordung von Jüdinnen und Juden. Ab 1939: Vertreibung der Juden aus ihren Wohnungen. 18. Oktober 1941: Beginn der systematischen Deportationen aus dem „Altreich“. Der Zug verließ Berlin in Richtung Lodz. Das Ziel war das Ghetto Lodz.

In diesem 1. Transport, der Berlin in Richtung Lodz verließ, waren fast tausend Jüdinnen und Juden. Und immer, wenn Nachschub kam, „neues Menschenmaterial“, wurde das Ghetto „geräumt“. „Das Ghetto räumen“ hieß: die Menschen aus ihren Häusern hinaustreiben auf die Straßen, wer sich versteckt hatte, unter den Stiegen, hervorzerren, auch diese dann hinaustreiben auf die Straßen, erschlagen, erschießen. Was sich im Osten Europas, in Polen seit 1939, in der Sowjetunion seit Juni 1941, abgespielt hatte, waren Mordorgien. Mordorgien, wie Richter Musmanno, um Fassung ringend, bei seiner Urteilsbegründung im Nürnberger Einsatzgruppenprozess 1947/48 gesagt hatte: Dantes Inferno hatte nicht schlummer sein können als das, was sich in den Ghettos, bei der Räumung der Ghettos und an den Erschießungsgruben in der Sowjetunion abgespielt hatte. 800.000 Menschen kamen in den Ghettos ums Leben. 1.300.000 waren unter freiem Himmel, an den Erschießungsgruben, mit Äxten erschlagen worden oder durch Erschießungen umgekommen.

Im Wald von Rumbula, bei Riga, waren es 30.000 Menschen, die an zwei Tagen, in zwei Erschießungsaktionen, ermordet wurden. Viele mussten im Freien, bei bis zu minus 18 Grad, eine Woche auf ihre Erschießung warten. Männer, Frauen, Greise, Kinder. Mir wurde berichtet, dass das Haar von Müttern, die ihr Kind auf dem Arm zur Erschießungsgrube tragen mussten, auf dem Weg dorthin schlöhweiß wurde. Bei Kiew, in der Schlucht von Babi Jar, wurden mehr als 32.000 Menschen erschossen. Die Erde in den Gruben, in die die Ärmsten hinabgestoßen wurden, bebte noch eine Zeit lang. Denn die, auf die mit Kugeln geschossen wurden, waren nicht alle gleich tot. Sie lebten noch, sie atmeten noch, sie versuchten, wieder aus der Grube herauszuklettern, bis sie von anderen auf sie fallenden Leibern endgültig zugedeckt und ersticken wurden. Oder bis sie, wenn sie immer noch stöhnten, von deutschen SS-Männern oder deutschen Wehrmachtssoldaten, die alle mitgemacht haben und die in die Grube hinabgestiegen waren, mit gezielten PistolenSchüssen erschossen wurden. Bis sie eben nicht mehr stöhnten, in der Grube von Babi Jar.

So etwas hatte es in der Menschheitsgeschichte bis dahin nicht gegeben. Es gab kein Vorbild für den Umfang und die Ausführung eines solchen Mordprogramms. Der Mord an den sechs Millionen Jüdinnen und Juden ist einzigartig in der Menschheitsgeschichte. Einzigartig in mehrfacher Hinsicht: Der Mord widerfuhr nicht nur der Bevölkerung des eigenen Herrschaftsbereichs, sondern es war ein Mord vor allem an Ausländern, überwiegend an osteuropäischen Juden: an polnischen, russischen, rumänischen, ungarischen Juden.

2 bis 3 % aller Opfer waren deutsche Jüdinnen und Juden. Das heißt: 97 bis 98 % waren nichtdeutsche Juden, sie

kamen aus 17 europäischen Ländern. Noch nie zuvor hatte ein Herrscher beschlossen, eine bestimmte Minderheit aus so vielen Ländern, von Nord bis Süd, von West bis Ost, zusammenzutreiben, ausschließlich, um sie zu ermorden. Und zwar nicht in seinem eigenen Herrschaftsgebiet, sondern in Ländern, die er erst erobern und besetzen musste: in Westeuropa, in Osteuropa. Dort vor allem die Sowjetunion und Polen. In Polen wurden dafür eigens Vernichtungsstationen errichtet.

Der Mord an den Juden Europas ist auch deshalb so einzigartig in der Geschichte, weil viele Opfer Hunderte von Kilometern bis zu ihren Mordstationen zurücklegen mussten. Die Juden sind nicht, wie aus der Geschichte bekannt, Pogromen zum Opfer gefallen, also Mord an Ort und Stelle, von einer aufgebrachten Menschenmenge. Die Juden Europas wurden auf Befehl einer fremden Regierung zusammengetrieben und dann zu den Orten ihrer Vernichtung spiedert – wie jemand sagte –, dort mit Kohlenmonoxyd und Zyklon B erstickt und dann verbrannt. Die Flammen und der Rauch stiegen hoch über die Baumwipfel. Und es roch nach verbranntem Menschenfleisch, so wurde mir erzählt, sodass man in der Nähe von Treblinka zum Beispiel beim Abendessen die Fenster schließen musste.

Es gab in Polen sechs solcher Stationen, nicht Lager, sondern Vernichtungsstationen; denn hier wurde auch gar nicht gelagert. Vier reine Vernichtungsstationen, wie Raul Hilberg sie in seinem Standardwerk „The Destruction of the European Jews“ nannte: Chelmno, Belzec, Sobibor, Treblinka. Hier wurde nicht „gelagert“, sondern vernichtet, Leben ausgelöscht. Das hieß: ankommen morgens um 8, vergast um 10, verbrannt um 12. Kein Entkommen. Baracken gab es nur für die Mörder und ihre Helfer, nicht für die Opfer. In dem Mischlager Lublin-Majdanek, vormals ein Lager für die russischen Kriegsgefangenen, gab es sogenannte Wohnbaracken, aber die Chance, zu überleben, war dennoch sehr gering. Etwas größer war sie in dem Konzentrations- und Vernichtungslager Auschwitz, weil die Häftlinge dort für die deutsche Rüstungsindustrie zur Gewinnung von Benzin und Gummi schuften mussten. Allerdings zu so schrecklichen Bedingungen, dass sie durch Arbeit vernichtet wurden. So hieß auch das Programm: „Vernichtung durch Arbeit“. Das bedeutete, dass die Häftlinge immer weniger, immer weniger und noch weniger Nahrung bekamen, bis sie, bei schwerster Arbeit, so abgemagert waren, dass es sich nicht länger lohnte, sie leben zu lassen. Dann wurden sie vergast.

Einzigartig aber war der Mord an den europäischen Juden auch deshalb, weil Juden keine Chance hatten, ihrer Ermordung zu entgehen. Sie sollten alle restlos getötet werden. Alle. Frauen, Männer, Greise, Kinder, Babys.

Dafür ein Beispiel aus Westerbork, dem Sammel- und Durchgangslager für die Juden aus den Niederlanden: Eines Tages kam ein Transport mit einer Wöchnerin. Sie hatte eine Frühgeburt in einem anderen Lager gehabt. Das Baby war in Decken gewickelt. Es war ganz klein, wog nur dreieinhalf Pfund. Es wurde ins Krankenhaus gebracht, und der Lagerleiter – er hieß Gemmeker – hatte sich persönlich darum bemüht, einen Brutkasten aus einem anderen Krankenhaus zu bekommen. Das Kind wurde nun in den Brutkasten gelegt, und ein Kinderarzt wurde

aus Amsterdam geholt, der anordnete, bei der Nahrung jeweils einen Tropfen des besten Cognacs hinzuzugeben. Es war die Marke Hennessy. Als das Baby fünf Pfund wog, hat man es aus dem Brutkasten genommen. Als es sechs Pfund wog, ist es „auf Transport“ gekommen. Zum „Arbeitseinsatz“, wie es hieß.

Und noch eine Geschichte, die zeigt, wie hoffnungslos die Lage der Juden war. Rhodos, 1944. 23. Juli, also nach dem Attentat auf Hitler.

1.674 Jüdinnen und Juden waren festgenommen und zum Hafen gebracht worden. Das Schiff nahm Kurs, Schiff und Bahn legten mehr als 1.500 Kilometer bis nach Auschwitz zurück. Ein Jude hatte fliehen können. Die Insel war damals wild und unwegsam. Die Deutschen, die die Insel besetzt hatten, suchten die ganze Insel ab, um diesen einen entkommenen Juden zu finden. Einen von 1.674. Sie fanden ihn schließlich. Auf einem Berg, in einer Scheune, unter Stroh versteckt. Sie zerrten ihn hervor, stellten ihn an die Scheunenwand und erschossen ihn. Juli 1944, nach dem Attentat, wo doch schon lange klar war, dass dieser verbrecherische Angriffskrieg nicht mehr zu gewinnen war. Aber es durfte eben kein Jude überleben. Nicht einmal auf Rhodos, dieser abgelegenen Insel.

Warum dieser Fanatismus? Wir haben bis heute keine schlüssige Antwort darauf. Es war Hitlers Wahnidee, zum ersten Mal 1919, dann 1923 und 1926 in „Mein Kampf“ niedergeschrieben. Und dann immer und immer und immer wiederholt. Und seine Führungsclique, die Hitleristen, setzten diese Wahnidee fanatisch und effizient in die Tat um. Wir wissen: Nicht einmal Eichmann sagte von sich, dass er die Juden besonders gehasst hätte.

Aber die Deutschen haben es nicht allein fertiggebracht, sechs Millionen Menschen in die Tötungsstationen zu transportieren und sie dort zu ersticken und zu verbrennen. Die Tat war eine deutsche, kein Zweifel. Aber die Hitleristen hatten Helfer und Helfershelfer.

Die Gründe für die Kollaboration waren vielfältig: Zunächst einmal natürlich Antisemitismus. Ein Rabbiner in Rumänien sagte mir: Die Rumänen hatten den Antisemitismus schon immer ganz locker in der Tasche. Sie konnten ihn sofort, wenn es denn passte, hervorholen. – Was wohl auch weitgehend auf viele Ungarn zutraf. Der zweite Grund war: Nichtwissen und Täuschung. Täuschung nicht nur der Opfer, sondern auch vieler Täter. Wenn das ganze Ausmaß dieses gigantischen grausamen Mordprogramms allen Tätern und Mittätern klar gewesen wäre, wäre zu hoffen, hätten sich vielleicht, möglicherweise mehr Täter verweigert.

Und drittens: Es gab Willfährigkeit und Gehorsam, vorauseilenden Gehorsam den deutschen Machthabern gegenüber. Besser, man macht rechtzeitig mit. Man wusste ja nicht, dass Hitler möglichst alle Juden töten wollte. Da wollte man doch nicht abseits stehen, sondern zuvorkommend kollaborierend die Hand reichen, auch, um bei der Verteilung der Beute rechtzeitig dabei zu sein.

Und das funktionierte nicht nur in Buttenhausen, sondern auch zum Beispiel in Amsterdam. Eine Jüdin erzählte mir von der Verhaftung und Abholung ihrer Mutter. Sie wollte

die Mutter in den Bus, der vor der Tür stand, begleiten. Die Mutter beschwore die Tochter, das nicht zu tun. Der Bus fuhr los, die Mutter war weg, die Tochter ging weinend die Treppen zu ihrer Wohnung hoch. Im ersten Stock öffneten die Nachbarn die Tür: Ob sie jetzt wohl die Möbel der Mutter holen könnten? Die Tochter brauchte doch so viele Sessel und das Sofa nicht mehr. Nicht Deutschland, Amsterdam!

Gibt es keine tröstlichen Geschichten? Doch. In Belgien habe ich eine Frau getroffen, jetzt Ehefrau eines berühmten reichen Anwalts, damals, 1941, jung, blond, nichtsahnend. Sie war Lehrerin. Und endlich fiel ihr auf, dass immer mehr jüdische Kinder im Unterricht fehlten. Sie fragte die Schüler. Und die sagten: „Ja, wissen Sie nicht, dass die von den Deutschen abgeholt und verschleppt werden?“ Nun wusste sie es. Und schloss sich einer kommunistischen Untergrundorganisation an, deren Ziel es war, so viele jüdische Kinder wie möglich zu kidnappen. Ja, richtig, zu kidnappen. Auf der Straße, auf dem Schulhof, im Kindergarten, beim Spielen, wo auch immer. Auch beim Laufen, auf der Straße. Die Eltern wurden benachrichtigt, durften alle vier Wochen für ihre Kinder einen mit Bleistift beschriebenen Zeitungsfetzen übergeben, damit der Helfer diesen bei einer möglichen Festnahme in der Not herunterschlucken konnte. Die Lehrerin erzählte mir, es hätten sich erschütternde Szenen abgespielt. Die Eltern beschworen sie: Geben Sie mir mein Kind zurück! – „Ja“, sagte sie, „wenn die Deutschen weg sind, am Ende dieses Krieges.“

Aber viele Eltern sahen ihre Kinder nie wieder. Sie waren von den Deutschen deportiert und ermordet worden. Aber dreitausend jüdische Kinder wurden auf diese Weise in Belgien vor den Deutschen und ihrem sicheren Tod gerettet.

Eines dieser geretteten Kinder habe ich sprechen können. Das Kind war inzwischen ein großer, stattlicher, erfolgreicher Geschäftsmann. Und dieser große stattliche Mann brach, als er von dem Kloster erzählte, in dem er versteckt war – es waren 86 Klöster, die jüdische Kinder versteckt hatten –, mit falschem, natürlich nicht mit seinem jüdischen Vornamen, seine Eltern nie wieder sehend, dieser große stattliche Mann brach, als er es mir erzählte, in Tränen aus. Er hat überlebt, ja. Aber das Gefühl und die Angst, entdeckt zu werden, alleingelassen zu sein, seine Eltern nicht sehen zu können, dieses Gefühl des Alleinseins hat ihn nie verlassen.

Was erzählt uns das Denkmal für die ermordeten Juden Europas in Berlin? Es erzählt uns, dass der 27. Januar – dieser Tag heute – nie wieder ein Tag sein wird wie jeder andere Tag. Es ist ein unvergleichlicher Tag. In Israel wird an diesem Tag für eine Weile der Atem angehalten. Auch wir müssten den Atem anhalten. Denn die Bilder, derer die entsetzten sowjetischen Soldaten gewahr wurden, als sie das Vernichtungslager Auschwitz erreichten, die hatten Menschen zuvor noch nie gesehen. Es war ein Abgrund. Es war die Hölle. Leichen. Verhungerte. Erschossene. Verbrannte. Erdrosselte. Die, die noch lebten, waren menschliche Wracks, zu Skeletten abgemagert, unfähig, sich ohne fremde Hilfe zu bewegen. Auschwitz. Synonym für industrielle Vernichtung von Menschen, Tötung in Gas-

kammern, Verbrennungsöfen, Krematorien.

Wir, die Bürgerinitiative Förderkreis Denkmal für die ermordeten Juden Europas, haben ihnen, mitten in der Hauptstadt, ein Denkmal gesetzt: das Denkmal für die ermordeten Juden Europas. Es war die Initiative von Bürgern, der sich der Staat hernach angenommen hat. Aus unserer Initiative wurde ein Parlamentsbeschluss, mit einer guten, einer Zweidrittelmehrheit, wofür wir sehr dankbar waren.

Wir wollten drei Dinge: Wir wollten an die Tat erinnern. Das durfte nicht vergessen werden über dem Jubel der Vereinigung der beiden Deutschlands. Wir wollten zweitens die Opfer ehren, und wir wollten ihnen drittens ihre Namen zurückgeben. All das erfüllt das Denkmal. Das – das muss man auch begreifen – hat es noch nie und nirgends gegeben, dass ein Land, eine Regierung und die Bevölkerung, seines eigenen größten Menschheitsverbrechens gedenkt und die Opfer ehrt, mitten in der Hauptstadt.

Ein Freund schrieb mir nach der Eröffnung des Denkmals: „Es passiert eben doch etwas, woran niemand gedacht hatte und was wenige zu hoffen wagten. Es gibt nun einen Ort, wo alle die, die kein anderes Grab fanden als eins in den Lüften, ihre Stele, etwas Irdisches haben, endlich angekommen dort, wohin wir Menschen alle am Ende gehören: auf und in die Erde.“

Wer es annimmt, für den ist das Stelenfeld ein Friedhof. Ein Friedhof für die sechs Millionen. Und natürlich ist es eine Mahnung. An uns, an die Welt: Nie wieder.

Nie wieder das Menschenrecht so verletzen lassen.

Nie wieder den Nachbarn alleinlassen.

Nie wieder wegsehen.

Nie wieder Hass gegen irgendwelche Minderheiten dulden.

Sich immer vorstellen, man ist auf der Seite der Verlierer, nicht der Gewinner.

Aufstehen, widerstehen, kämpfen. Nie mehr Exil.

Dann wird es ganz selbstverständlich, mit den Juden am 27. Januar zu sagen: Nie wieder. Nie wieder.

Ich danke Ihnen, dass Sie mir zugehört haben.

(Lang anhaltend Beifall im Hause)

Musik

Viktor Ullmann (1898-1944)

III. Mejdel in die Johren („Ich bin schejn a
Mejdel in die Johren“), Volkslied

Ansprache

Dr. Volker Wissing, stellvertretender Ministerpräsident:

Sehr geehrter Herr Landtagspräsident Hering, meine Damen und Herren Kolleginnen und Kollegen des rheinland-pfälzischen Landtags, liebe Kolleginnen und Kollegen der rheinland-pfälzischen Landesregierung, meine Damen und Herren Mitglieder des konsularischen Korps, verehrte Repräsentantinnen und Repräsentanten der zur Zeit des Nationalsozialismus verfolgten Menschen, meine sehr geehrten Damen und Herren!

Sehr geehrte, verehrte Frau Rosh, ich danke Ihnen für Ihre eindrücklichen Worte. Ich kann für uns alle hier im Raum sagen: Sie haben uns tief, tief bewegt. Einer Ihrer Sätze hat mich besonders ins Mark getroffen: „Von einem Beistand der Bevölkerung, von Hilfe für die Bedrängten und Wehrlosen ist nichts bekannt.“ Neben den unmenschlichen Taten, den Verbrechen gegen die Menschheit, ist es das Fehlen jeglicher Herzengewärme und Mitmenschlichkeit der Bürgerinnen und Bürger, die uns sprachlos macht. Kein Mensch, der dies heute gehört hat, kann mehr fragen, warum es diesen Gedenktag gibt und warum es ein Mahnmal im Herzen unserer Hauptstadt gibt.

Gestatten Sie mir, liebe Frau Rosh, Ihnen einen weiteren Dank auszusprechen: für Ihre Hartnäckigkeit. Und für Ihr Engagement, mit dem Sie Ihr Thema, Ihr Lebensthema verfolgen.

Dass es das Denkmal für die ermordeten Juden Europas gibt, ist auch Ihrer Hartnäckigkeit und Ihrem Engagement zu verdanken. Sie formulierten damals den Anspruch: Unser Land muss ein „riesiges, unübersehbares Mahnmal“ für die ermordeten Jüdinnen und Juden bekommen. Das Stelenfeld mitten im Herzen Berlins ist dieses unübersehbare Mahnmal geworden.

Ich muss gestehen, ich fühle mich diesem Denkmal besonders verbunden. Ich war 2005 bei der Einweihung dabei, und ich höre oft den Gesang des Kantors, der tief in die Herzen der Anwesenden eingedrungen ist. Das Stelenfeld liegt direkt gegenüber der Vertretung unseres Landes Rheinland-Pfalz. Aus den Sitzungsräumen in der Landesvertretung geht unser Blick direkt auf das Mahnmal – umrahmt von Tiergarten, Reichstagskuppel, Amerikanischer Botschaft und dem tosenden Verkehr der geschäftigen Großstadt. Es ist dieser Blick auf das Denkmal und die Geschichte, auf die es verweist, und seine Eingebundenheit in die Umgebung, der uns jedes Mal wieder gefangen nimmt.

Wenn ich dort – in der Landesvertretung, im Angesicht des Denkmals – Gäste zu politischen Gesprächen treffe, dann mache ich die immer gleiche, immer berührende Erfahrung: Da ist ein Innehalten. Ein Besinnen. Ein Nachdenken. Bei allen Gesprächspartnern. Das zeigt, wie wichtig dieses Denkmal für uns heute ist.

Wir erinnern uns noch gut: Der Streit um das Denkmal wurde seinerzeit erbittert geführt. Sie, sehr geehrte Frau Rosh, mussten persönlich darunter leiden und mussten Anfein-

dungen hinnehmen. Bis heute erstaunt mich die Schärfe, die die Auseinandersetzung über das Mahnmal teilweise erreicht hatte. Viele Argumente waren vorgeschoben und erscheinen heute im Rückblick geradezu nichtig und klein. Was damals – und auch leider heute immer wieder – eine Rolle gespielt hat, war das Thema selbst, das manche und mancher – vielleicht unbewusst – loswerden wollte. Aber das Thema – der Nationalsozialismus und die unzähligen Opfer, die er gekostet hat –, dieses Thema dürfen und wollen wir nicht loswerden. Im Gegenteil: Wir wollen erinnern, wir wollen aus der Erinnerung lernen. Es ist gut, dass es diesen Gedenktag gibt. Wir verbringen ganz bewusst Stunden des Erinnerns miteinander.

Wenn wir uns die Zahl der Opfer vergegenwärtigen, fehlen uns die Worte. Die Zahlen sind abstrakt unfassbar. Wenn wir uns auf das Leid der einzelnen Opfer einlassen, wird das Ausmaß der Schuld noch größer. Deshalb ist es wichtig, dass wir uns an die Kinder erinnern, die man aus den Armen ihrer Mutter gerissen hat, um ihnen ihr Leben zu nehmen. Und an diejenigen, deren Eltern und Großeltern sinnlos getötet wurden. An die Kranken, die statt gepflegt heimtückisch ermordet wurden. Es ist wichtig, dass wir uns an all die Menschen erinnern, denen man ihre Würde genommen hat, die man ihrer Heimat entrissen und die man voneinander getrennt hat, um sie zu vernichten. In jedem Einzelnen von ihnen waren Liebe, Sehnsucht und Träume. Sie waren wertvoll, jeder auf seine Art. Sie wurden in Gruppen eingeteilt, ausgegrenzt, verachtet und vernichtet. Daraus folgen für uns die Verantwortung und der Auftrag dafür, dass es in unserem Land nie wieder Normalität sein darf, wenn politisches Reden und Handeln bei den Menschen Gefühle von Ausgrenzung und Hass erwecken.

Meine sehr verehrten Damen und Herren, wir gedenken heute der Opfer der nationalsozialistischen Gewaltherrschaft. Am 27. Januar 1945 wurde das Vernichtungslager Auschwitz von sowjetischen Truppen befreit. Auschwitz steht seitdem für den millionenfachen Mord an den europäischen Juden, an Sinti und Roma, an Homosexuellen, Oppositionellen und Widerständlern, Kranken und Behinderten, Künstlern und vielen anderen Menschen, die von den Nationalsozialisten verfolgt wurden. Auschwitz ist das Synonym für die eiskalt geplante und umgesetzte Vernichtung von Menschen, für den industriellen Völkermord.

In diesem Jahr gedenken wir insbesondere der verfolgten Künstlerinnen und Künstler. Ich danke unserem Präsidenten des Landtags, Hendrik Hering, für seine einführenden Worte. Ihre Berichte über die Leidenswege von Künstlerinnen und Künstlern – stellvertretend für viele andere, die verfolgt wurden – zeigen uns: Wir haben sie verloren, aber wir haben sie nicht vergessen.

Dazu wird es eine Reihe von Veranstaltungen geben. Wir erleben das Erinnern auch heute im musikalischen Rahmenprogramm mit Werken der verfolgten Komponisten Paul Ben-Haim und Viktor Ullmann. Ich danke den Herren des Duos Kuhn ausdrücklich. Sie haben es sich zur Aufgabe gemacht, Werke von Künstlerinnen und Künstlern der verschollenen Generation aufzuführen – nicht nur an Gedenktagen wie diesem. Mit jedem Ton, den Sie spielen, gelingt es Ihnen, die Musik dem Vergessen zu entreißen.

Meine Damen und Herren, ein Denkmal für Opfer des Holocaust, die Musik verfolgter Komponisten, die Ausstellung im Mainzer Abgeordnetenhaus über „Verbrannte Bücher – von den Nazis verfemte Schriftsteller“, die gestern eröffnet wurde. Das alles zeigt uns: Der Tod hat nicht das letzte Wort.

Der Tod hat Macht – aber er triumphiert nicht über die Erinnerung. Und nicht über die Kunst. Auch die Kunst hat Macht. Und deshalb ist die Kunst allen Unterdrückern auf der Welt suspekt. Der Nationalsozialismus und all jene, die Menschen verfolgen und unterdrücken, haben Angst vor der Kraft der Freiheit, die den Künsten innenwohnt. Deswegen wurden im Nationalsozialismus und werden noch heute weltweit Künstlerinnen und Künstler verfolgt.

Die Kultur ist ein Gegenentwurf zur Barbarei. Aber wir müssen feststellen, und das mit immer wieder neuem Er schrecken: Alle Kultur hat die Barbarei nicht verhindern können.

Sie kennen Adornos These „Nach Auschwitz ein Gedicht zu schreiben, ist barbarisch“. Adorno hat damit ein tiefes Misstrauen gegenüber der Kultur nach der Erfahrung des Holocaust in Worte gekleidet. Und dieses Misstrauen ist verständlich. Und trotzdem möchte ich Adorno ergänzen. Kunst und Kultur nach der Erfahrung von Auschwitz sind nötig. Vielleicht sogar lebensnotwendig. Wir brauchen die Werke der verfolgten Künstlerinnen und Künstler, denen das Vergessen droht.

Genauso brauchen wir auch die Kunst „nach Auschwitz“. Sie kann uns helfen, die Ermordeten zu ehren und ihr Andenken zu wahren. In Gedichten und Kunstwerken. In den Theaterstücken, Filmen, Opern, Skulpturen und Denkmälern, wie dem Mahnmal für die ermordeten Juden Europas. In einer Zeit, in der die wenigen Zeugen hochbetagt sind, sodass es ihnen immer schwerer fällt, für uns weiter Zeugnis abzulegen, brauchen wir die Stimmen der Künstlerinnen und Künstler.

Meine Damen und Herren, der Nationalsozialismus hat millionenfach Leben beendet – und millionenfach Leben zerstört. Auch das Leben vieler Künstlerinnen und Künstler. Wie viele Kunstwerke blieben ungemalt, ungeschrieben, ungetanzt, und wie viele Leben blieben ungelebt? An einem Tag wie heute spüren wir deutlich: Bei all dem Reichtum, über den wir heute, mehr als 70 Jahre nach Kriegsende verfügen, sind wir doch arm. Weil uns diese Menschen fehlen, ihre Geschichten und auch ihre Werke. Was können wir tun, damit nie wieder eine solche Lücke in die Menschheit gerissen wird?

Ihre Rede, sehr geehrte Frau Rosh, hat mich an ein Wort von Carl Zuckmayer erinnert. Er sagte: „Das Böse in der Welt lebt nicht durch die, die Böses tun, sondern durch die, die Böses zulassen.“ Zuckmayers Wort nimmt uns alle in die Pflicht: als Mitglieder der Landesregierung, als Mitglieder des rheinland-pfälzischen Landtags, als Men-

schen, die in diesem Land leben. Böses nicht zulassen heißt: die menschlichen Werte hochhalten. Unsere Aufgabe beschränkt sich mitnichten auf das Nicht-Vergessen. Aus der Erinnerung erwächst die moralische Pflicht, für die Würde eines jeden einzelnen Menschen einzustehen, sie zu schützen und zu bewahren.

Ein Gedenktag wie der heutige regt dazu an, uns selbst zu fragen: Tun wir genug, damit die Mitmenschlichkeit siegt? Tun wir genug, um den einzelnen Menschen, dem Ausgrenzung droht, zu schützen? Tun wir genug gegen Rassismus, Intoleranz und die sichtbaren Versuche, die Geschichte zu relativieren? Diese Fragen, die jeder und jede von uns Tag für Tag, nicht nur heute, persönlich beantworten muss, sind die Fragen, die aber auch das politische Handeln in Rheinland-Pfalz leiten müssen.

Meine Damen und Herren, für die Landesregierung ist und bleibt der Kampf gegen jede Form von Extremismus eine wesentliche Konstante des Regierungshandelns. Für uns steht fest: Der Rechtsextremismus ist eine Bedrohung unserer Kultur und unserer mitmenschlichen Werte. Für diese Werte einzutreten, ist eine Daueraufgabe, der wir uns stellen.

Der Kampf gegen rechte und rechtspopulistische Positionen ist dabei nicht in erster Linie ein juristischer, sondern eine Aufgabe der Politik und unserer gesamten Demokratie. Diese Aufgabe können wir nicht an Gerichte oder andere Instanzen delegieren. Wir Politikerinnen und Politiker, aber insbesondere wir Bürgerinnen und Bürger werden diesen Kampf im Alltäglichen führen und führen müssen. Mit der Kraft unserer Argumente – und wir haben die besseren.

Meine Damen und Herren, Carl Zuckmayer hat auch gesagt: „Die Welt wird nie gut, aber sie könnte besser werden.“ Da schwingt er mit, der ganze Pessimismus, der ja angesichts der Erfahrung des Holocaust evident ist: Die Welt wird nie gut.

Gleichermaßen spricht da aber auch der Optimismus. Denn das macht uns Menschen aus: Wir können etwas tun. Die Welt wird nie gut, aber wir können sie besser werden lassen.

Wir verneigen uns vor den Opfern des Nationalsozialismus. Im Gedenken an diese Menschen lassen Sie uns miteinander für eine bessere Welt einstehen.

(Anhaltend Beifall im Hause)

Musik

Paul Ben-Haim (1897-1984)
Pastorale variée für Klarinette und Klavier
(1945, Thema und Variation I)
Duo Kuhn

E n d e d e r S i t z u n g : 1 1 : 2 9 U h r